



KRIEGSGEBIET

# Der Kampf der Nuba

Abseits der Weltöffentlichkeit tobt einer der vielen vergessenen Bürgerkriege Afrikas. Im **Sudan** bekämpft die Regierung in der Provinz Südkordofan die eigene Bevölkerung mit äußerster Brutalität. Unser Reporter hat sich illegal bis an die Front durchgeschlagen und berichtet vom verzweifelten Kampf der Nuba-Rebellen gegen einen militärisch überlegenen Gegner

TEXT CARSTEN STORMER



FOTO: TREVORSNAP

Kampfbereit:  
Nuba-Rebellen  
rechnen jederzeit mit  
einem Angriff



# N

ur in der Luft ist für einen Moment Ruhe. Dann knallt der Pick-up wieder auf die Schotterpiste. Alles rüttelt an mir, als hielte ich einen Presslufthammer – bis das nächste Schlagloch den Wagen mit 90 Sachen wieder in die Luft hebt. So geht das seit zwei Stunden, hier in der sudanesischen Trockensavanne: links und rechts der Straße Hirsefelder, menschenleere Dörfer und zerschossene Rundhütten. Ängstliche Blicke meiner Mitfahrer. Auf der Ladefläche des Geländewagens sitzen Rebellen der Sudanesischen Volksbefreiungsarmee (SPLA), Patronengürtel um die Brust geschlungen, die Augen in den Himmel gerichtet. Ein dürrer Mann im khakifarbenen Drillich des Buschkämpfers steht an einem Maschinengewehr, das die Rebellen ans Chassis geschweißt haben. Er stemmt sich gegen den Fahrtwind. Vor der Abfahrt haben wir das Fahrzeug mit Schlamm beschmiert, damit der Lack die Sonne nicht reflektiert.

Meine Handflächen sind feucht. Die Finger verkrammen sich in das Sitzpolster. Schweigend rasen wir durch die Provinz Südkordofan, das Kriegsgebiet im Hinterhof des Sudan. Ich schliesse die Augen und hoffe, dass alles gutgeht. Es sind drei Kilometer über



offenes Feld, die den sicheren Busch mit der Front verbinden. Den ganzen Tag aber schon kreisen die russischen Antonow-Flugzeuge der sudanesischen Luftwaffe über der Front. Ich höre Explosionen und sehe an Berghängen Rauch aufsteigen. Der Geländewagen gibt ein gutes Ziel ab; ich fühle mich hilflos, ausgeliefert, ängstlich. Sekunden werden zu Minuten, Minuten zu Stunden. Die Zeit vertröpft unendlich langsam. Ich sitze eingequetscht in der Fahrerkabine einer rollenden Zielscheibe. Die Luft ist dick, Schweiß läuft in meine Augen.

Fast unbemerkt von der Weltöffentlichkeit führt die sudanesisch Regierung seit Anfang Juni Krieg gegen die Zivilbevölkerung in den Nuba-Bergen der Provinz Südkordofan. Die sudanesisch Luftwaffe bombardiert wahllos Dörfer, Mä die Stellungen der Sudanesischen Befreiungsarmee (SPLA) in Nuba, das sind Bauern und Viehhirten, Christen und Muslime, bekannt für ihre religiöse und kulturelle Toleranz. Schwarzafrikaner. Durch die sudanesisch Provinz Südkordofan verläuft eine unsichtbare Grenze: Hier stößt sich der arabischstämmige Norden des Sudan am schwarzafrikanischen Süden. Verschiedene Kulturen, Traditionen und Rituale prallen aufeinander. Jahrhundertlang sahen die Araber die Nuba als primitiv und als Menschen zweiter Klasse an. Südkordofan ist eine Region, die der Zeit hinterherhinkt, um die der Fortschritt einen großen Bogen macht. Es gibt kaum geteerte Straßen oder Krankenhäuser, in den wenigen Schulen werden die Lehrer nicht bezahlt, Wasser kommt aus schlammigen Brunnen, Elektrizität, wenn überhaupt, aus Generatoren.

Die aufmüpfigen Nuba sind schon lange ein Dorn im Auge der Machthaber in Khartum. Erst kämpften sie während des sudanesischen Bürgerkriegs auf Seiten der südsudanesischen Rebellen der SPLA gegen die Regierung und den Altraum aus bewaffneten Überfällen, Verschleppungen und Bombardierungen. Dann forderten sie Unabhängigkeit, Selbstbestimmung und lehnten die Scharia ab. Ein 2005 geschlossenes Friedensabkommen endete dieses Jahr mit der Unabhängigkeit Südsudans, Südkordofan blieb indes Teil des Sudan. Im Mai dieses Jahres sahen die Nuba die letzte Chance, politisch ihre Rechte einzufordern. In Südkordofan sollte ein neuer Gouverneur gewählt werden. Es gab so gut wie keine internationalen Wahlbeobachter, nach der Wahl erklärten beide Seiten, die Wahlen gewonnen zu haben, und die Regierung in Khartum schob Ahmed Haroun ins Amt – einen Mann, dem der Internationale Strafgerichtshof in Den Haag Kriegsverbrechen in Darfur vorwirft. Der Krieg begann.

Flüchtlinge berichten von ethnischen Säuberungen. Hunderte starben bei diesen Angriffen. Über 200.000 Menschen, so schätzen die Vereinten Nationen, flohen aus der Tiefebene in die Berge, wo sie Schutz in Höhlen und Felsspalten suchen. Hier oben erzählen sie sich von den arabischen Milizen, die nach den Bombenangrif-

fen in die Dörfer kamen, die Menschen töteten, das Vieh und die Nahrungsvorräte stahlen, Kinder entführten und die Hütten der Bewohner niederbrannten. Aus der von Regierungstruppen gehaltenen Provinzhauptstadt Kadugli dringen Berichte von Exekutionen an Zivilisten, Satellitenbilder zeugen von Massengräbern. Menschenrechtsorganisationen wie Amnesty International und Human Rights Watch warnen, der Konflikt könnte zu einem neuen Darfur ausarten. Die Vereinten Nationen wollen prüfen, ob die sudanesisch Armee in Südkordofan Kriegsverbrechen begeht.

In diese Gegend zu kommen ist kein einfaches Unterfangen. Ich bin ein weißer Mann, ein Journalist, ein Fremder. Die Außenwelt, von sudanesisch agiert. Hinter mir liegt eine teuerliche Odyssee durch Ostafrika, die in einem ungelkaff am Nil begann auf einer Schlammplaste in Kordofan endete. Illegal und ohne Visum. Einen anderen Weg es nicht. Die sudanesisch Regierung verweigert Journalist und Mitarbeitern von Hilfsorganisationen den Zugang. Die Vereinten Nationen des Landes verwiesen. Ein rauchender Pilot, der nicht wollte, hat mich in den Busch in Stunden holperten wir mit einer Propellermaschine durch den Regen, voller Sorge, vom sudanesisch entdeckt zu werden.

Lang reiste ich durch einen Landstrich, aus dem der Krieg fast alle Menschen gespült hat, ein Krieg, von dem die Welt kaum Notiz nimmt. In dieser Zeit habe ich Luftangriffe sudanesisch Bomber beobachtet und Hunderte Flüchtlinge in ihren Verstecken in den Höhlen der Nuba-Berge aufgesucht. Ich besuchte den letzten Arzt des einzigen Krankenhauses von Südkordofan und sah dort die traumatisierten Kriegsoffer: Kinder mit amputierten Gliedmaßen, Männer, die auf Minen getreten sind, Frauen mit schlimmen Brandwunden. Ich kroch mit Dorfbewohnern in Erdlöcher, während Bomber über uns hinwegflogen. Nachts schlafte ich unruhig. Ein Mann, der mir seine Hütte überließ, hat daneben eine Grube ausgehoben. Da soll ich hineinspringen, wenn ich nachts die Bomber höre. Mein Leben ist im Ausnahmezustand. In Südkordofan nennt man es anders: Alltag.

Seit dem Beginn der Regenzeit vor ein paar Monaten köchelt der Krieg vorerst auf Sparflamme. Der Regen hat die sandigen Pisten in einen schlammigen Morast verwandelt, immer wieder bleiben die Geländewagen stecken. Es ist ein langer und beschwerlicher Weg an die Front, wo sich eine schlecht ausgerüstete Rebellenarmee in Lumpen und zerfetzten Uniformen der sudanesisch Armee entgegenwirft. Es geht vorbei an verlassenem Dörfern, menschenleeren Hütten und Checkpoints der SPLA. Es



Im Gegensatz zum Rest des Nordsudans, im Mai fanden Wahlen statt, bei denen es für die Nuba um mehr politische Rechte ging. Am Ende erklärten sich beide Seiten zum Sieger. Die Regierung des Nordsudan setzte sich durch. Seitdem tobt der Bürgerkrieg in diesem Land.



Soldaten der SPLA zeigen stolz ihre erbeuteten Waffen

„Acht Tage lang reiste ich durch einen Landstrich, aus dem der Krieg fast alle Menschen gespült hat. Ein Krieg, von dem die Welt kaum Notiz nimmt“

PLAYBOY-REPORTER CARSTEN STORMER



In den Höhlen der Nuba-Berge suchen die Flüchtlinge Schutz



In notdürftigen Unterkünften harren die Rebellen an der Front aus (o.). Ein ausgebrannter Truck zeugt vom Kampf (u.)

FOTOS: TREVOR SNAPP (3); CARSTEN STORMER; INFOGRAFIK: GABRIELE KESSLER



ist später Nachmittag, als wir das Lager der Rebellen erreichen. Unter Akazien stehen vier Panzer, T-55, russische Modelle.

Im Schatten spielen junge Männer mit grauen Gesichtern Domino, andere reinigen Kalaschnikows oder schrauben Granaten in Panzerfäuste. Von einem Rebellen general habe ich die Erlaubnis bekommen, die Front zu besuchen. Im Gegenzug für fünf Liter Diesel hat er mir ein Fahrzeug, Fahrer und Geleitschutz zur Verfügung gestellt. Diesel ist knapp – wie alles hier. Auch deshalb kommen die Rebellen im Augenblick nicht vom Fleck. Der Nachschub an Mensch und Material bleibt oft im Morast stecken. Genauso wie der Krieg. Hier an der Front von Alhamra, wenige Kilometer von der Provinzhauptstadt Kadugli entfernt, haben sich Rebellen und Regierungssoldaten eingegraben und liefern sich täglich Scharmützel.

Als die Schotterpiste unseren Pick-up wieder freigibt und ich unangemeldet ins Rebellenlager komme, schwenke ich zur Vorsicht meine Kamera über dem Kopf. „Khawaja! Khawaja!“, ruft jemand, der Ausdruck für Ausländer oder weißer Mann. Freude über meinen Besuch hört sich anders an. Statt in offene Arme zu laufen, blicke ich in die Mündungen von Sturmgewehren. Ich taumele ein paar Schritte rückwärts, rufe: „Sahafi! Sahafi! Journalist! Journalist!“ und werde wieder nach vorn geschubst. „Was willst du hier, Khawaja? Wer bist du?“, fragt ein Mann wie ein Baum und rammt mir seinen Zeigefinger in die Schulter.

Bevor ich antworten kann, springt mein Begleiter Kumi John herbei, den alle nur Moskito rufen, weil er so dünn ist. Er kennt so ziemlich jeden in dieser Gegend. Seit einer Woche reisen wir zusammen, Moskito ist meine gute Fee, Übersetzer, Organisator – und Retter. Als die Männer ihn erblicken, entspannen sich ihre Gesichtszüge ein bisschen; aber mich mustern sie immer noch misstrauisch. Moskito redet eine Weile mit dem riesigen Anführer, dann kommen beide auf mich zu, und er klopf mir mit seinen Pranken auf die Schulter. „Ach so, ein Journalist!“, warum ich das denn nicht gleich gesagt hätte. „Wir dachten, du bist vielleicht ein Spion des Nordens.“ Ich ringe mir ein Grinsen ab.

Anspannung weicht Gelassenheit. Rebellen, die mich eben noch mordlustig angestarrt haben, verwandeln sich plötzlich in verspielte Kinder, posieren mit ihren Waffen in Rambo-Manier, klettern auf Panzer, johlen, lachen, zeigen ihre Muskeln und rufen im Chor: „SPLA! SPLA! SPLA!“ Ich muss jeden Einzelnen fotografieren, danach sind wir die besten Freunde.

Der Riese erlöst mich und zieht mich fort. Er heißt Abud Andraus, ist Oberleutnant in der Rebellenarmee und Kommandeur dieser Truppe, die auf den Panzern herumturnt. Er gehört zum Volk der Nuba. Seit zwei Monaten liegen er und seine 350 Kämpfer

hier an der Front, ein paar Gehminuten von den Schützengräben der Regierungstruppen entfernt. Gefallene? Verwundete? Darüber möchte er lieber nicht sprechen. Es seien viele gewesen, die gestorben sind, auf beiden Seiten. Aber warum über den Tod sprechen? Lieber redet er vom Sieg, der, da ist er sich sicher, kommen wird. Irgendwann, inschallah. So Gott will.

Der Kommandeur führt mich durch das vor zwei Monaten aufgeschlagene Lager. Sie nennen es „Heimat“: eine Ansammlung von windschiefen Hütten, die kaum Schutz vor dem Regen bieten, eingerahmt von Hirsefeldern, den Nuba-Bergen und einer zerschossenen Moschee; keine Latrinen, kein Strom, Wasser kommt aus einem schlammigen Loch. Das Leben im Lager besteht aus Patrouillen laufen und Zeit totschlagen. Und dem Wiederkäuen ihrer Heldentaten, ständig mit neuen Details und Anekdoten angereichert. So machen sie sich gegenseitig Mut. Im Juni habe man einen Hubschrauber abgeschossen, vor drei Wochen vier Panzer im Gefecht erobert.

„Moses, komm mal her!“, bellt Abud Andraus, und aus dem Schatten eines Baumes löst sich ein Glatzkopf mit Spiegelbrille und blauen Badelatschen. Einer der Männer, die mir vorhin ihr Gewehr unter die Nase gehalten haben. Während Oberleutnant Andraus

die Panzergeschichte in blumigen Worten erzählt, scharrt Moses schüchtern mit seinen Füßen im Staub. Na ja, das sei schon ein Erfolg gewesen, sagt Moses mit leiser Stimme. „Aber wir haben keinen Treibstoff, um die Panzer zu fahren, und kaum noch Munition.“ Egal! Sein Vorgesetzter klopf ihm zweimal kräftig auf die Schulter, Moses salutiert und verschwindet dann wieder im Schatten des Baumes. An der linken Seite des Panzers klebt getrocknetes Blut.

Nicht weit vom Panzer entfernt sitzt Mohammed Ali unter einer Akazie. Neben ihm lehnt ein Junge am Panzer, blättert in der Bedienungsanleitung eines Granatwerfers und kratzt sich den Kopf. Mohammed ist 24 Jahre alt, schmal wie eine Birke, er blinzelt aus müden Augen in die Abendsonne, blickt hinüber zur Gruppe Rebellen, die lachend Domino spielen und sich feixend in die Rippen boxen, die Panzerfäuste und Kalaschnikows immer griffbereit. Sie beachten Mohammed nicht. Für sie ist er ein Niemand. Sie wollen nichts mit ihm zu tun haben. Er ist ein geduldeter Gast, mehr nicht. Sie misstrauen ihm, obwohl er ein Nuba ist, einer von ihnen. Aber Mohammed Ali war drei Jahre lang Gefreiter in der sudanesischen Armee, bis der Krieg begann.

„Ich will nie wieder kämpfen“, sagt er. „Nie wieder!“ Und dann berichtet er von diesen Tagen im Juli in Kadugli, der Provinzhauptstadt Südkordofans, in der er mit seiner Einheit stationiert war. An einem Donnerstag im Juli erhielt seine Einheit den Auftrag,

fer hier an der Front, ein paar Gehminuten von den Schützengräben der Regierungstruppen entfernt. Gefallene? Verwundete? Darüber möchte er lieber nicht sprechen. Es seien viele gewesen, die gestorben sind, auf beiden Seiten. Aber warum über den Tod sprechen? Lieber redet er vom Sieg, der, da ist er sich sicher, kommen wird. Irgendwann, inschallah. So Gott will.



Auf Patrouille: die Rebellen der Sudanesischen Befreiungsarmee

**Man band ihnen einfach die Hände auf den Rücken und erschoss sie**

zum Quartier der Friedensmission der Vereinten Nationen (UNMIS) zu fahren. Sie hatten eine Liste mit Namen von Leuten, allesamt Nuba, die dort arbeiteten. Man brauche Arbeitskräfte, sagten die Soldaten. Die UN-Soldaten glaubten ihnen. Mohammed fuhr den Lkw, auf dem die acht Männer transportiert wurden. Im Niemandsland der Savanne, außerhalb Kaduglis, in der Nähe des Dorfes Alshire, mussten sie aussteigen und eine Grube schaufeln. Dann band man ihnen die Hände auf den Rücken und ein Tuch um ihre Augen und erschoss sie. Als seine arabischen Kameraden wenige Tage später damit begannen, die Nuba in den eigenen Reihen zu entwaffnen, fürchtete Mohammed Ali um sein Leben und lief zu den Rebellen über. Jetzt hängt er hier fest.

Plötzlich herrscht Aufregung im Lager. Rebellen, die sich eben noch für unverwundbar hielten, starren jetzt wie verängstigte Kinder in den Himmel. Erst ist es nur ein leises Brummen. Es wird lauter. Dann glitzert etwas zwischen den Baumwipfeln in der Sonne. Ein weißer Hubschrauber fliegt über das Lager. Tief. Viel zu nahe. Männer, halbe Kinder noch, suchen unter Bäumen Deckung, springen in Büsche, die Gewehre im Anschlag, Panzerfäuste richten sich in den Himmel. „Der Feind kommt!“, schreien sie, Angst und Hass im Blick. Meine Hände beginnen zu zittern. Es fängt an mit einem Kribbeln in den Zehenspitzen, wandert die Venen hoch, bis zum Brustkorb, lässt den Atem flach und den Kopf leer werden. Mich lähmt die Vorstellung, ein Kampfhubschrauber könnte das Lager angreifen. Meine Augen wandern mit dem Hubschrauber über uns. Ich lasse ihn nicht aus dem Blick und rutsche langsam auf einen Panzer zu, bereit, mich darunter zu verkriechen. Der Hubschrauber fliegt noch einige Runden, dann dreht er ab. Anspannung weicht Gelassenheit. Einige Rebellen wenden sich wieder dem Dominospiel zu, beschimpfen den Piloten als feigen Hund, klopfen sich auf die Schultern. Ihre Münder lachen, die Augen nicht.

Als die Sonne hinter den Nuba-Bergen verschwindet, gibt Oberleutnant Andraus den Befehl, im Busch zu patrouillieren. Ich darf ein paar hundert Meter mitlaufen, danach ist Schluss. „Zu gefährlich“, sagt der Kommandeur und klopf mir auf die Schultern. Vielleicht beim nächsten Mal, inschallah. Die Soldaten schauen ein bisschen traurig, dass ich sie jetzt nicht mehr fotografieren kann, sie lassen Köpfe und Waffen hängen. Einige winken mir hinterher, andere spreizen die Finger: das Victory-Zeichen. „Der Krieg wird noch lange dauern, Khawaja“, raunt mir Abud Andraus zu. Jetzt in der Regenzeit beschnuppere man sich nur an der Front. Viel mehr geht nicht. „Mit dem Beginn der Trockenzeit im Oktober beginnt der Krieg richtig.“ Er klingt nicht traurig. Der Feind sei zwar besser ausgerüstet, mit Bombern, Kampfflugzeugen, Hubschraubern und Artillerie. „Dafür haben wir mehr Erfahrung und kämpfen für unsere Freiheit.“



Carsten Stormer (2. v.l.) arbeitet dort, wo es anderen viel zu gefährlich ist. Der 1973 Geborene war bereits zweimal illegal im Sudan, um von dort über das Leid der Bevölkerung zu berichten. Im November erscheint sein Buch „Das Leben ist ein wildes Tier“ (Lübbe).



ANZEIGE

**LUIZ, HELD DER FAVELA**

**S**ozialer Wandel durch die Kraft des Sports – das ist die Mission der Laureus Sport for Good Foundation. Mit 40 Mio. Euro wurden bisher weltweit über 80 Projekte unterstützt, 8 davon in Deutschland und dabei 1,5 Mio. Kinder erreicht.



Luiz: „Erst als ich zu Luta Pela Paz kam, wurde mein Leben besser.“

Rio de Janeiro, Complexo da Maré, eine Ansammlung von 17 Favelas, wie Slums in Brasilien genannt werden. In Maré regieren kriminelle Banden, die im Drogen- und Waffengeschäft verstrickt sind, die erpressen und morden. Hier ist Luiz aufgewachsen. Der Vater tot, die Mutter verschwunden, aufgewachsen bei der Großmutter, die um Essen betteln musste. „Erst als ich zu Luta Pela Paz kam“, sagt Luiz. „wurde mein Leben besser.“

Luta Pela Paz (Kampf für den Frieden) ist eine gemeinnützige Organisation, die Boxen, Ringen, Judo und Capoeira anbietet. Unterstützt wird sie von der Laureus Sport for Good Foundation, die bisher in über 80 sozialen Sportprojekten weltweit 1,5 Millionen Kinder und Jugendliche gefördert hat. Trainer Antonio Cruz, den alle Gibi nennen, sagt: „Vor allem Boxen lehrt dich, erwachsen zu werden.“

Wenn Luiz Henrique Gomes da Silva, 16, in den Ring steigt, denkt er nicht an die Angst, in der Favela erschossen zu werden. Er denkt an sein Ziel. Er will Marinesoldat werden und 2016 für Brasilien bei Olympia boxen. 29 Boxkämpfe hat er bislang bestritten. Alle gewonnen. Die Chancen stehen gut im großen Kampf um eine Chance im Leben.

Mehr Informationen zu Laureus unter [www.laureus.de](http://www.laureus.de)

FOTOS: CARSTEN STORMER, PRIVAT